Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 81. Bromberg, den 28. April 1927.

Die Tunnelbauer.

Roman von Otto Hoecker.

(14. Fortsetzung.

Dreizehntes Kapitel.

Über die noch im starren Frostbann liegende Erde strich, den Frühling verheißend, ein schwüler Windhauch, der plötzlich über Nacht eingesetzt hatte und den Schnee schnell zum weichen brachte.

In den schneegefüllten Schluchten unterhalb der weißschimmernden Höhen harrten die schwarzen Tannen regungslos auf des Lenzes Erlösungsruf. Die Luft war schwer und drückend. Sie jagte das Blut heißer durch die Adern der Tunnelbauer und rief in ihnen Erinnerungen an Orte wach, wo sie ihres Wissens nie geweilt hatten, und grüßte sie mit verträumten Märchenaugen.

Als die Nachmittagsschicht nach erfolgter Ablösung zu Tage fuhr und die berußten, beschmutzten Männer langsam dem Arbeiterlager zuschritten, da hob mancher unter ihnen schnuppernd die Nase hoch, gleich einem Pferd, das nach langer Stallhaft wieder ins Freie geführt wird. Die Erde rief mit mahnendem Belebungshauch, und durch diese Hünen der Arbeit ging prickelndes Unbehagen. Es juckte ihnen in den Fäusten und stieg heiß in ihren Sinnen hoch. Über ihnen allen lag schwüle Sehnsucht ausgebreitet.

Mitten unter ihnen schritt Floyd. Die heiße Stirn bot er dem lauen Winde, und seine Blicke wanderten in weite Ferne. Was in ihm vorging, begriff er nicht. Wundersam eigen war ihm zumute. Wenn der Wind ihm die losen Zweige leicht übers Gesicht schlug, liebkosten die Palmkätzchen ihn so linde wie Kate Lous Hände, fühlten sich so zart an wie ihre eigenen Wangen, und der Frühlingswind raunte, als sei er mit ihr im Bunde, ihren Namen. Vier endlos lange Wochen hatte er sein Mädchen nicht mehr zu Gesicht bekommen, so oft er ihr auch zu Gefallen gelaufen war. Vermied sie ihn absichtlich? War das etwa ihre Antwort?

Hoch über seinem Kopf pfiff es in den Lüften. Das klang beinahe, als lachte ihn jemand aus. Ein Schwarm wilder Gänse flog davon, Floyd blieb stehen und starrte dem Fluge lange nach. Wer es doch denen nachtun könnte!

Neben dem Zahlschalter, wo „Doc" Trumphours Gehilfe eifrig mit Lohnauszahlen beschäftigt war, standen der Besitzer und Kontraktor Martin in eifrigem Gespräche beieinander und beobachteten die Männer, wie sie ihr Lohnkuvert in die Tasche steckten, dem Schlapphut einen unternehmenden Ruck gaben und sich dann wie auf Kommando in die Siedelung mit ihren vielen verlockenden Gelegenheiten zum schnellen Geldloswerden verfügten.

„Heute abend geht noch der Teufel los! Paßt auf, was ich Euch sage!" bemerkte Martin vielsagend.

Er war vom Schlage der Männer, hatte ihr rauhes Leben selbst gelebt und gehörte innerlich noch immer zu ihnen. Dasselbe Prickeln teilte der werdende Frühling auch seinen Gliedern mit. Auch er schob den Hut tiefer in den Nacken und trat unter die offene Ladentür. Dort sog er die warme Luft mit wohligem Behagen ein.

„Kurios!" brummte er halblaut. „Gestern noch Winterwetter und heute schon steuern wir mitten in den Sommer. — Wenn es so weiter geht, laufen wir morgen in Badehosen!"

Dann blickte er plötzlich zum Himmel. „Wilde Gänse", sagte er, „nun ist der Frühling da!"

Eine Weile blieb der Kontraktor noch unter der Tür stehen und hatte für jeden der an ihm vorüberpassierenden Männer ein freundliches Wort, zuweilen auch einen vertraulichen Schulterschlag, zwei oder drei bekamen sogar einen Händedruck.

„Heute nacht ist der Teufel los!" wiederholte er und nickte „Doc" zu. „Ich bleibe unten und mache mit. Weiß der Daus, aber mir spukt es selbst in den Gliedern. Das macht der schwüle Wind. Man kommt sich ordentlich wieder jung vor und möchte einen kleinen Lumpenstreich riskieren!"

Mit der einbrechenden Dunkelheit, als die elektrischen Lichter aufzuflammen begannen, setzte auch ein grelles Wetterleuchten ein, das immer feuriger wurde, je mehr der Abend in die Nacht überging. Zuweilen hätte man es in den Bergen auch dumpf grollen hören können, wenn der Tumult in den Vergnügungslokalen und auf der Straße nicht so groß gewesen wäre.

Immer dichtere Gruppen bildeten sich vor den lang gestreckten Bartischen, und die wie aus langem Winterschlafe erwachten Schankwärter bekamen zu tun. Man sprach über den plötzlichen Witterungsumschlag, man prophezeite für die Nacht ein Gewitter. In den Hinterräumen ließen die hemdärmelig sitzenden Bankhalter an den grünüberzogenen Spieltischen ganze Stöße weißer, roter und gelber Spielmarken durch die Hände gleiten. Das klickernde Geräusch, so leise es auch war, lockte die Mehrzahl der um die Bar Versammelten und ließ sie immer häufiger die Köpfe wenden, als juckte es ihnen in den Fingern, ihr Geld möglichst bald loszuwerden.

In den großen Tanzhallen spielten schon die arg mißhandelten Klaviere. Aber es tanzten verhältnismäßig wenige Paare, die Mehrzahl der Frauen und Mädchen stand hinten an der Bar und ließ sich von Anbetern bewirten.

In seiner Wohnstube oben stand Jack Wilson mit aufgestülptem Hut, die Hände in den Taschen, und schaute mißbilligend auf seine Tochter, die im losen Hausgewand bei einer Näherei saß. Die frische Farbe war aus ihren Wangen verschwunden und auch die Augen blickten nicht mehr so siegbaft wie früher.

„Nun, willst du dich nicht endlich fertig machen?" fragte Wilson sie schließlich unwirsch. „Heute ist drunten Tanz, und selbstverständlich erwartet Dick Foxey, daß du mit ihm hinuntergehst." Er schaute zwinkernd auf die Wanduhr. „Goliath kann jeden Moment kommen und wird sich schön wundern, wenn er dich noch im Hauskleid antrifft."

Das Mädchen schaute ihn mit flackerndem Blicke an.

„Vater, warum dringst du so in mich?" meinte sie mit einem Seufzer. „Wie oft soll ich dir noch sagen, daß ich keine Lust habe — —"

„Keine Lust?"

Rittlings setzte Wilson sich auf einen Stuhl, verschränkte die Arme über der Lehne, legte das Kinn darauf und schaute sie mit überlegener Miene spöttisch an.

„Mache mir doch nichts weiß, Kate Lou, ich kenne dich doch in- und auswendig," begann er dann. „Furcht hast du, der lange Lackel, der Floyd könnte dir begegnen. Habe ich's erraten, he?"

Sie sah ihn mit traurigem Blicke lange an.

„Du magst recht haben, Vater. Aber es ist nicht die Furcht davor, daß er mir etwas zu leide tun könnte, sondern

ich schäme mich, ihm wieder unter die Augen zu treten. Ich habe falsches Spiel mit ihm getrieben und ich — und ich weiß nicht, was ich ihm zu meiner Rechtfertigung sagen soll. Mehr noch," fuhr sie erregter fort, als wieder ihres Vaters mißtöniges Lachen die Stube erfüllte, „ich habe wirklich Angst, daß etwas Schreckliches passieren könnte, wenn er hinter die Wahrheit kommt. Und das tut er im selben Augenblicke, wo er mich mit Goliath zusammen sieht."

Kopfschüttelnd betrachtete ihr Vater sie eine Weile. Dann erhob er sich, trat zur Haustür, spähte auf die Straße hinaus und überzeugte sich davon, daß der von ihm Erwartete noch nicht in Sicht war. Schließlich kehrte er ins Wohnzimmer zurück.

„Sei doch vernünftig, Kate Lou! Was hast du an Goliath auszusetzen? Kannst du ihn nicht jetzt schon um den Finger wickeln?"

„Er ist mir in tiefster Seele verhaßt!" wiederholte sie, ohne sich an die höhnische Grimasse ihres Vaters zu kehren.

Doch Jack Wilson ließ nicht locker. Fauchend vor Erregung trat er vor sie hin.

„Hast du vor vier Wochen nicht mit Freuden Ja gesagt, als er dir in die Hand versprach, dich nach San Franzisko zu bringen und dich dort wie eine richtige Millionärin zu halten?" schrie er sie an. „Hast du es dir nicht selbst mit lockenden Farben ausgemalt, wie schön sich dann dein Leben gestalten müßte, wenn dein Mann eine Wirtschaft eröffnete, im Preisring aufträte und Geld wie Heu verdiente. — Wenn sie dich als die Frau vom starken Goliath feiern?"

„Oh, Vater, ich war damals so aufgebracht und verbittert — ich kannte mich selbst nicht," widersprach Kate Lou unter langem Erschauern. „Wie Floyd mir sagte, daß sein Vater mich auf ein Jahr in die Ranch hinaufnehmen wollte — damit ich es durch die Tat erweise, daß ich das Zeug zu seiner Sohnesfrau in mir hätte — und daß Floyd selbst noch ein Jahr im Tunnel schaffen müßte und wir uns nur an den Zahltagen sehen dürften — aber nicht in der Siedlung, sondern oben auf der Ranch und in seines Vaters Gegenwart —"

„Hähä," fiel Wilson kichernd ein, als sie schweratmend stockte, „und ganz nebenbei solltest du auch versprechen, dich von mir loszusagen. Natürlich, das war eigentlich das Wenigste, was du tun konntest. Bedenke doch nur die Ehre, in eine so hochfeine Familie zu kommen."

Sie wehrte leicht ab. „Was soll der Spott, Vater. Du weißt, daß mich niemand von dir reißen kann, es sei denn der Tod, denn ich habe dich lieb. Und das habe ich auch Floyd gesagt — und er gab mir recht. Ja, er sagte, er könnte dich zwar nicht ausstehen, aber er schätze meine kindliche Anhänglichkeit —"

Wilson schnitt eine Grimasse und blickte gar tückisch drein. „Nun, das wär' doch alles gut gewesen. Ihr hättet heiraten können auf die Gefahr hin, daß der alte Dickkopf sich noch ein Weilchen ziert — schließlich hätte er doch klein beigegeben. Seit der Geschichte mit seinem Sohn Bob ist er die reine Heulliese, hähä — —"

„Vater, ich kann nicht hier in der Gegend bleiben. Du bist doch selbst nur in die Wildnis gegangen, weil dir der Boden anderswo zu heiß geworden war — genau so, wie Goliath auch — —"

„Sei so gut, du bist ja ausnehmend freundlich!"

„Und die Mutter war auch ein Stadtkind, von ihr muß ich meine Abneigung gegen die Prärie geerbt haben. Sie ist ja früh gestorben, weil sie es in der Einsamkeit nicht aushielt und daran zugrunde ging. — Als nun Floyd auf mich einsprach und meinte, dann müßten wir noch mit dem Heiraten warten, bis er genug Geld gespart hätte — denn nach seiner Weigerung, seines Vaters Gebot zu gehorchen, könne er natürlich von dem alten Mann kein Geld nehmen — hörte ich aus allem nur das eine heraus, daß ich noch drei lange Jahre zuwarten sollte. Und dann wollte er obendrein nur auf Probe in die Stadt ziehen — und ich kenne ihn doch und weiß, daß er dort nie und nimmer bleiben würde. Ich habe aber Sehnsucht nach der Stadt und will nicht in dieser schrecklichen Wildnis hier verkommen —"

„Nun ja, ich weiß, damals verlobtest du dich mit Dick Foxey," bestätigte ihr Vater und rieb sich kichernd die Hände. „Hast ihn tüchtig hoch genommen, den Goliath, bestandest darauf, daß Euer Verlöbnis bis zur Hochzeit geheim gehalten werden müßte."

„Wir haben noch nicht Hochzeit miteinander gemacht."

„Um so sicherer wird sie nächste Woche gefeiert. Dick legt heute schon ab — — ich habe den Brief von seinem Boß in San Franzisko selbst gelesen, darin steht's geschrieben, daß die Anklage gegen ihn wegen der Boxereigeschichte jetzt endgültig niedergeschlagen ist und er getrost zurückkehren kann. Das läßt er sich natürlich nicht zweimal sagen — — und für dich heißt es heute Nacht vor der Öffentlichkeit Farbe bekennen!"

Wie sie den Kopf sinken ließ und bang aufseufzte, lachte er grell auf.

„Einmal muß die Katze doch aus dem Sacke gelassen werden, das siehst du hoffentlich ein? Mit zwei Verlobten zugleich kannst du selbst hier keinen Staat machen, hähä."

Als seine Tochter ihm keine Antwort gab und mit verfinsterten Mienen auf die müßig in ihrem Schoß liegenden Hände starrte, fuhr er aufgebracht fort:

„Komm mir nicht mit Launen und solchen Weiberfaxen, Kate Lou. Du hast dem armen Foxey ohnehin das Leben sauer genug gemacht. Hat er im letzten Monat nicht wie ein Heiliger leben müssen? . . . Und mußte er nicht geloben, deinem Floyd kein Haar zu krümmen, was ihm schwer genug geworden sein mag?"

„Ja, Vater, das stimmt alles," versetzte sie, ohne den Blick zu ihm zu erheben, und wieder umzuckte es weh ihre Lippen. „Heute ist es mir wie ein böser Traum, daß ich mich mit Dick Foxey versprechen konnte. Aber ich war ja damals wie von Sinnen — — und dann lachtest du mich aus, weil ich mich an einen Mann gehängt hätte, der mir nicht das geringste zu liebe tun wollte. Du stelltest es mir vor, wie Goliath für mein Glück sein Herzblut hingeben würde — und da — da," sagte sie mit einem gepreßten Seufzer, „da ließ ich mich überreden und verlobte mich mit Goliath. Gott weiß, ich habe es seitdem oft genug bereut! Es war schlecht von mir, ich hätte Floyd ein solches Herzeleid nicht antun dürfen!"

„Das sollst du ja erst tun, denn heute Abend erfährt er es frühestens," fuhr ihr Vater spöttisch dazwischen. Dann aber stellte er sich wieder mit in die Hüften gestemmten Fäusten breitbeinig vor ihr auf.

„Sag einmal, was verlangst du eigentlich alles von Dick Foxey? Hat er dir nicht gezeigt, daß er dich gern hat? Wo es nun glücklich so weit ist und du dich vor der Welt zu ihm bekennen sollst, da ziehst du ein schiefes Maul, schwatzest dummes Zeug und stellst dich an, als wolltest du abschnappen."

Ungeduldig zuckte sie mit den Schultern. „Ach, Vater, ich weiß wohl, daß du recht hast — — und ich fühle es auch, daß Dick Foxey mich auf seine Weise gern hat. Aber er ist wie ich, er hat nur wenig Liebe übrig und will um so mehr geliebt sein." Sie seufzte beklommen und legte eine Hand auf die Stirn. „Es ist eine so andere Liebe als die, die Floyd mir entgegenbringt. Ich werde das Gefühl nicht los, als wollte Goliath mich nur zur Frau nehmen, um sich an Floyd, den er als seinen Todfeind haßt, zu rächen, weil er es auf andere Weise nicht kann."

Ihr Vater unterbrach sie mit einer Geste der Geringschätzung.

„Unsinn, Kate Lou, sie haben sich noch nicht mit den Fäusten gemessen — — und wenn nach einem solchen Zusammentreffen dein lieber Floyd seine Knochen nicht im Taschentuch nach Hause tragen muß, kann er sich freuen."

„Ich glaube, du unterschätzest ihn," widersprach sie. „Gerade der Gedanke daran, daß die beiden einmal aneinander geraten könnten, hat mich ruhelos werden lassen." Tränen der Angst standen in ihren Augen. „Vielleicht, daß es meine Schuld ist, daß ich die beiden so hintereinander gehetzt habe. Dabei habe ich es gar nicht so schlimm gemeint. Ich war nur glücklich darüber, daß ich die beiden stärksten Männer in der Runde um den Finger wickeln konnte. Das hat mich stolz gemacht. Aber ich sage es dir noch einmal," fuhr sie unter einem bangen Erschauern fort, „ich kann mir nun einmal nicht helfen — — vor Dick Foxey empfinde ich ein innerliches Grauen."

(Fortsetzung folgt.)

Was mir imponiert . . .

Ein Mensch — der zuzuhören versteht, auch wenn es ihn nicht persönlich interessiert!

Eine Schwiegermutter, die nicht immer erklärt, daß man zu ihrer Zeit das alles viel besser gemacht habe!

Ein Schulzeugnis, das Freude erweckt!

Jemand, der einen Spaß versteht, auch auf seine Kosten!

Eine Hausfrau, die nicht mit der Wimper zuckt, wenn sie am Wäschetag unerwartete Tischgäste bekommt!

Ein Sport, ohne Rekord!

Ein Mensch, der zu trinken aufhört, wenn er genug hat!

Der Mensch, der offen eingesteht, irgend etwas nicht zu verstehen!

Eine Stütze, die auch wirklich stützt!

Eine Sängerin, die nicht indisponiert ist!

Ein Schriftsteller, der die Werke seiner Kollegen nicht herunterreißt!

Eine Tante, die nicht zu Besuch kommt!

Ein „Einkommen", mit dem man auch „auskommen" kann!

J. Adams.

Im feuerspeienden Krater geopfert.

Mitgeteilt von H. Haverkamp-Neuyork.

Etwa hundert Meilen von Guadalcanar im Stillen Ozean ragt eine kleine vulkanische Insel aus dem Meer empor. Die Eingeborenen nennen sie Boukai. Seit Menschengedenken hat sich auf dem Gipfel des Berges in dem erloschenen Krater ein kleiner See befunden. Über diesen Pfuhl raunken sich die Eingeborenen seltsame Erzählungen zu. In alten Zeiten, als feurige Lavaströme sich ins Meer hinunterwälzten, besänftigten die Wilden den Zorn der Vulkangötter, indem sie Menschen zum Opfer in den Feuerschlund warfen. Doch die Zeiten änderten sich. Die unterirdischen Brände erloschen. Ein See entstand im Krater, und seltsame Lebewesen fanden sich dort.

Diesen weltverlorenen Winkel zu besuchen, hatte sich der Forscher Armstrong-Sperry in den Kopf gesetzt. Er hatte ein Walfischboot gemietet und vier Eingeborene der Salomon-Inseln angeworben, sowie zwei Tahitianer, deren Schiff gestrandet war.

So segelte er den geheimnisvollen Berggipfeln zu; sein Bericht hierüber ist sehr interessant.

„Doch da . . . War es Täuschung? Welch eine Überraschung! Von der Höhe des Kraters, in dem sich der See befinden sollte, stieg eine dünne Rauchsäule auf! Der feuerspeiende Berg war von neuem erwacht. Das regte die vier Salomoner gewaltig auf. Auch Api und Roti, die beiden Tahitianer, waren ernst geworden. Was wollte ich denn nur an diesem bösen Orte? Allein ich hatte in Gedanken bereits zahllose Meter Film von diesem seltsamen Schauspiel aufgenommen — von einem erloschenen Vulkan, der plötzlich wieder in Tätigkeit tritt, dessen unterirdische Gewalten jäh wieder zu toben begannen und Rauch und Asche und Feuer auswarfen.“

Auf der Insel fanden sie völlig Einsamkeit. Wie hätten sie auch ahnen können, daß es im Dschungel von schwarzen Halbmenschen wimmelte, deren spähende Augen jede Bewegung der Ankömmlinge verfolgten! Die Salomoner aber wußten es und waren in größter Furcht. Erst nach endlosem Zureden fand einer der Schwarzen den Mut, den unbekannten Häuptling anzureden, der im Dickicht versteckt saß.

Auf sein Rufen zeigte sich schließlich ein großer, schwarzer Wilder, mehr Affe als Mensch. Er trug nur einen Lendenschurz; Gesicht und Körper waren mit rotem und weißem Lehm bemalt — in seltsamen, grotesken Mustern, die Entsetzen einflößten.

Er sah finster und abschreckend aus.

Nach endlosem Verhandeln, nach Versprechen und Drohungen willigte der Häuptling schließlich ein, die Fremdlinge auf den Berg zu führen. Da es ein weiter Weg war und der Abend hereinbrach, mußten sie die Nacht in seinem Dorfe im Gebirge verbringen.

So arbeiteten sie sich denn durch die Dschungel vorwärts — steile Abhänge hinauf, so daß sie auf dem Bauche kriechen mußten oder auf Händen und Füßen in tiefe Abgründe hinabrutschten. Das undurchdringliche Dach von Ranken und Blättern über ihnen schloß sie fast von aller Luft ab, und sie brieten in übelriechender Hitze. Vier Stunden lang dauerte der Weg durch die Dschungel.

Schließlich erreichten sie das Dorf, aus dem ihnen einige zwanzig nackte Wilde entgegeneilten. Die Sonne ging hinter dem feuerspeienden Berge zur Rüste — da bot das kleine Menschenfresserdorf einen märchenhaften Anblick. Die Grashäuser mit ihren spitzen Dächern leuchteten in der Dämmerung. Viele Regenfälle hatten ihre Farbe zu gespenstischem Weiß gebleicht.

Etwas Unheimliches lag in der Luft. Die ganze Nacht hindurch, während sie sich schlafend stellten, vernahmen sie das Raunen von Stimmen. Von irgendwo kamen kurze Trommelschläge wie Signale und ließen das Blut in den Adern erstarren. Ferne Trommelschläge antworteten wie ein Echo.

„Wider Erwarten verging die Nacht ohne Zwischenfall“, berichtet der Forscher, „und bei Tagesanbruch begannen wir den Berg zu erklettern. Bereits fünfhundert Fuß unterhalb des Kraters war aller Pflanzenwuchs verbrannt, und wir sanken fast bis an die Knie in den feinen Aschenstaub. Das dicke Segeltuch meiner Schuhe wurde von den messerscharfen Kanten der Lava zu Streifen zerschnitten, während die lederne Haut der Wilden nichts zu spüren schien. Es war eine seltsame Wallfahrt, die sich den halsbrecherischen Abhang hinaufarbeitete. Der bemalte und mit Paradiesvögeln geschmückte Häuptling war der Anführer. Ihm folgten zehn Männer mit Stangen auf der Schulter, von denen ein Dutzend quiekender Schweine herabbaumelten, dem Gott des Vulkans zum Opfer bestimmt. Man brauchte nicht viel Phantasie, um sich einige Jahre zurückzuversetzen und sich eine gleiche Prozession vorzustellen, die sich den steilen Berg hinaufwand — mit menschlichen Wesen anstatt der Schweine.

Als wir uns dem Krater näherten, war die Luft mit Schwefeldämpfen gesättigt, die das Atmen hier in der großen Höhe erschwerten. Zum Glück trieb ein heftiger Wind den Rauch in entgegengesetzter Richtung. Der Boden unter unseren Füßen wurde wärmer.

Schließlich erreichten wir den Kamm und kletterten vorsichtig zur Kante. Welch ein Anblick! Ein feuerspeiender Vulkan in Tätigkeit! Nichts kann das Herz mit solchem Entsetzen erfüllen. Nichts vermag dem Menschen ein solches Gefühl seiner Winzigkeit einzuflößen.

Da, keine hundert Fuß unter uns — eine Hölle, in der glühende Lava brodelte und an den Felswänden emporzischte wie die Wellen des Meeres an den Klippen der Insel. Es schlug uns wie in einen seltsamen Bann, dieses furchtbare, grandiose, in allen Farben sprühende Bild. Man hätte fliehen und doch auch wieder — hineinspringen mögen . . .

Der Häuptling und seine Leute stimmten einen seltsamen Sang an, als sie sich anschickten, die Schweine in die feurige Glut zu werfen. Ihre wilden Schreie durchdrangen den Rauch und Dampf und mischten sich mit dem Quieken der geängsteten Tiere. Es war ein packendes Bild — diese wilden, schwarzen Menschenfresser, am Rande des Tod und Verderben speienden Abgrundes kauernd und ihre blutrünstigen Gesänge brüllend. Mir kam der Gedanke, dies seltsame Bild auf die Platte zu bannen. Mit Apu und Roti, die Kamera und Dreifuß trugen, zog ich mich etwa hundert Meter auf dem Kamm zurück, von wo aus Menschenfresser, Schweine und Krater gut zu sehen waren.

Die Wilden peitschten sich selbst in Wut. Ihr Singen ging in Schreien über. Mit Messern und Muschelstücken brachten sie sich selbst Schnitte bei. Blut floß über ihre heißen Körper. Als ahnten sie ihr Schicksal, machten die Schweine verzweifelte Anstrengungen, sich zu befreien.

Und jäh brach der Hexentanz los. Ein Instinkt, stärker als alle Drohungen und die Angst vor Feuerwaffen, packte die Kannibalen ganz urplötzlich. Mit Grauen sah ich, daß sie einen meiner Schwarzen ergriffen hatten. Der arme Teufel schrie laut vor Angst. Der andere flüchtete wie ein gehetztes Wild zu uns. Der Häuptling und seine Leute waren an den Rand des Feuerschlundes geeilt — mehrere Wilde hielten das Opfer fest. Im gleichen Augenblick zog Apu seine Pistole und feuerte.

Da . . . mit einem mächtigen Ruck schleuderten die Menschenfresser das sich sträubende Opfer in die Luft! Mit Entsetzen sah ich den armen Teufel in das Feuermeer fallen und die zischende, brodelnde Lava sich über ihm schließen.

Apus Schreie ließen mich aufblicken — ich sah die nunmehr ganz wahnsinnig gewordenen Wilden auf uns zu rennen. Über ihre Absicht war kein Zweifel möglich. Wir waren dieser blutdürstigen Horde nicht gewachsen, und indem ich Apu zuschrie, die Kamera fallen zu lassen, eilten wir der schützenden Dschungel zu — den Aschenabhang hinab fallend, gleitend, stürzend. In dem Buschgewirr würden wir vor den Speeren unserer Verfolger ziemlich sicher sein, und jetzt auf unserer halsbrecherischen Flucht konnten sie kaum mit Sicherheit zielen.

Der entsetzte Schwarze, der bei uns Schutz gesucht, eilte voraus. Wenn wir ihm schnell genug folgen konnten, so wußte ich, daß er in seinem Instinkt den Weg durch die Dschungel zum See finden würde. —

Der folgende Tag wird uns allen zeitlebens wie ein alpdrückender Traum im Gedächtnis bleiben. Apus und Rotis Messer sausten nach rechts und links, als wir uns den Weg bahnten. Unsere Verfolger schienen stets dicht hinter uns zu sein. Einmal hielt Apu inne und wendete sich um — seine Pistole knallte durch die Stille . . . ein Schmerzensgeheul antwortete ihm.

„Der Häuptling!“ verkündete er grimmig, und ich wußte: nun ihr Häuptling unschädlich gemacht war, würden wir ziemlich sicher sein. Den Menschenfressern war anscheinend der Mut vergangen, denn nach einer Weile hörten wir sie nicht mehr hinter uns.

Mehr tot als lebendig stolperten wir in der klaren Mondnacht auf den Strand. Doch dort schienen alle Teufel los zu sein. Das Ufer war schwarz von gestikulierenden Wilden, und der Name des Häuptlings „Kanna!“ drang an mein Ohr. Die beiden Gefährten, die wir zur Bewachung des Bootes zurückgelassen, hatten anscheinend alle ihre Patronen verschossen und tanzten nun angsterfüllt herum, zuweilen ihren Peinigern unverständliche Worte zurufend.

Als wir zum Boot rannten, feuerten wir einige Male in die Luft, — die ganze Menschenfresserhorde stob auseinander. Unsere beiden Leute aber waren ganz irr geworden und konnten Freund nicht mehr vom Feind unterscheiden. Als wir auf das Boot kletterten, bearbeiteten sie uns

mit ihren Messern; doch rasch konnten wir sie beruhigen und endlich unsere Ruder ergreifen.

So endete mein erstes Abenteuer unter Menschenfressern. — Als in jener Nacht ein sanfter Wind unsere Segel schwellte und wir still durch die Klippen hinglitten, blickte ich nachdenklich zu dem feuerspeienden Berge, dessen böser Schein gegen den dunklen Himmel glühte . . ."

Arzt und Maler.

Wirklich intime Freunde waren der berühmte Maler Whistler und der gleichfalls in Fachkreisen sehr geschätzte Arzt Mackenzie. Dabei foppten sie sich gegenseitig bei jeder Gelegenheit, waren immer guter Dinge und zu lustigen Streichen aufgelegt, ohne sich etwas übelzunehmen.

Es war eines Morgens in der Frühe, als gerade das Wartezimmer des Arztes voller Patienten saß, alles Leute aus den oberen Volksschichten, als der Diener ein Billett brachte. Mackenzie erbrach es und las auf einem Zettel die flüchtig hingeschriebenen Worte seines Freundes Whistler: „Sofort kommen, schwerer Krankheitsfall, kein Aufschub!"

Erschreckt machte sich Mackenzie sofort auf den Weg und ließ seine hohen Patienten warten. Als er im Atelier des Freundes ankam, fand er ihn seelenruhig hinter der großen Staffelei bei der Arbeit.

Auf die Frage des Arztes, warum er ihn denn gerufen habe, deutete Whistler in eine Ecke, schmauchte dabei sein Pfeifchen und sagte: „Mein Hund ist krank!"

Mackenzie war sprachlos, ließ sich aber nichts merken und untersuchte den Hund. Dann verschrieb er eine Medizin und eilte auf dem schnellsten Wege zu seinen Patienten zurück.

Wenige Tage später erhielt Whistler eine Karte vom Arzt, in der dieser ihn aufforderte, ihn schleunigst aufzusuchen, da er einen großen Auftrag habe.

Whistler, hocherfreut Arbeit zu bekommen, kleidete sich an und eilte zu seinem Freunde.

„Nun, was hast du für eilige Arbeit für mich, die keinen Aufschub duldet?" erkundigte er sich.

„Du kannst mal meinen Gartenzaun streichen", erklärte Mackenzie. „Die Sache eilt, denn ich glaube, wir bekommen bald schlechtes Wettere und der Zaun soll vorher noch fertig werden!" Hanns Jckes-Marschall.

Der Blumenmarkt von Ventimiglia.

Von **Gabriele Reuter.**

Malerisch baut sich das Städtchen über dem blauen Meere am Felsen hinauf, die grauen Mauern des alten römischen Forts schauen aus ihren Rundbögen wie aus leeren Augenhöhlen noch immer wachsam in die Ferne. Der fein aufgereckte Turmfinger der Kirche krönt das in verblassenden Farben schimmernde Häusergedränge. Ein geschlossenes Bild — als habe ein genialer Meister es in die Landschaft hinein komponiert, und doch nur entstanden aus jenem unbewußten Gefühl für künstlerische Wirkung, das dem südländischen Volke damals eigen war. Daneben die Gegenwart. Staubige, reizlose Straßen mit Straßenbahn und Kaffeehaus, Tearooms und schreienden Plakaten. Die verstaubten Palmen tragen nicht gerade zur Verschönerung der Anlagen bei. Was aber Ventimiglia ein besonderes Gepräge verleiht, ist sein weltberühmter Blumenmarkt: eine große offene Halle — dünne weißgestrichene Pfeiler, die ein weißes Dach tragen, der Fußboden mit Steinfliesen gepflastert und in regelmäßige Vierecke eingeteilt. Bringen die Verkäufer in Körben ihre Waren zum Markt, so erhalten sie auf dem Rathaus eine Nummer, die sie dann auf dem Fußboden mit ihrem Korbe bedecken. Steht er schief, drängt er sich aus der Reihe — sofort ist einer der kleinen Polizisten, die in ihren kurzen grau-grünen Mäntelchen, den aufgeschlagenen Filzhütchen mit dem kecken Federchen einen so munteren knabenhaften Eindruck machen, zur Stelle, um mit dem Fuß den vordringlichen Korb genau in Reih und Glied zu schieben. Ordnung muß sein im Reich des Duce. Blumen, verhüllt mit Sackleinen und Papier, an denen Männer und Frauen eilig und heimlich nesteln. Harte gefurchte Gesichter sind es, krumme Rücken, Hände wie Baumwurzeln — die Schönheit überlassen diese Gärtner und Gärtnerinnen der Riviera ihren Blumen. Es ist ein schweres Brot, diese Blumenzucht an der Riviera, an den Berghängen, auf den dürren Terrassen, wo Dung und Wasser mühsam hinauf getragen werden müssen, wo jede Nacht die zarten Pflanzen mit Strohmatten geschützt werden. Dabei vergeht die Schlankheit und der stolze Gang. Sicher ist hier an den Grenzen vieler Stämme eine Mischung mannigfachen Blutes entstanden. Der Marktplatz füllt sich mit einer bunten Volksmenge. Dicke Agenten mit dicken Notizbüchern, dürre Engländerinnen in verstaubten Hüten und unmöglichen Kleidern, — es ist, als habe Britannien die sämtlichen älteren Jahrgänge seiner Weiblichkeit über die Azurküste ausgeschüttet . . . Alles wartet geduldig auf den Beginn des Marktes.

Da — die Sirene heult auf, es ist wie ein mächtiger Posaunenton —, und mit einem Ruck fliegen von den Tausenden von Körben die Decken empor; ein Meer von Farben strahlt plötzlich unter dem weißen Dache auf.

In gelben Kaskaden, wie Goldschaum, sondergleichen quellen Mimosen über den Rand ihrer Behälter. Veilchen türmen sich zu Hügeln. Braunsamtener, duftender Lack, Reseden, Levkojen in Riesenbündeln entsenden ihre Düfte. Aber die Nelken behalten den Sieg. Sie überwältigen weitaus die Rosen, die für den Transport in geschlossener Knospenform zusammengepreßt werden und ausschauen wie weiße und rote Radieschen. Aber die Nelken! Auch sie in Sträußen von hundert Stück unbarmherzig zusammengequetscht, so daß eine Form nicht mehr zu erkennen ist. Nur Farbe! Ströme von Purpur und Rosenrot, zwischen denen wir schreiten, trunken vor Glück über diese Üppigkeit. Hier die weißen, dort die chamoisfarbenen — die gelben unterbrechen die Symphonie des Rot — und hier die großen rosa Kelche, die mit einem feinen Grau lila umwölkt scheinen. Dazwischen hie und da ein kindlich bunter Strauß. Unsere beiden Arme sind angefüllt mit Blumen: Narzissen, Anemonen und natürlich Nelken — haben wir armen Großstädter je so viel Blumen in den Armen gehalten?

Während wir genießen, umtost uns der Lärm des Geschäfts mit Geschrei und Gestikulieren, daß die Gesichter blaurot werden vor Eifer. Dazwischen stehen gelassen die großen Agenten mit ihren dicken Notizbüchern, in denen geheimnisvolle Zahlenreihen aufmarschieren. Hier wird für alle europäischen Staaten gehandelt. Und schon stoßen draußen die Blumen-Expreßzüge ungeduldig ihren Rauch in die Lüfte, um die zarte bunte Last hinaus zu tragen in Schwedens Eis und Schnee, in Londons Nebel, in Berlins graue Markthallen und Straßen.

Bunte Chronik

* **Eine merkwürdige Strafe.** Die Regierung in Kanton hatte angeblich vor einiger Zeit eine Anleihe von 500 000 Pfund Sterling zur Zeichnung aufgelegt. Leider fand sich so gut wie kein chinesischer Staatsbürger bereit, auch nur einen Bruchteil dieser hübschen runden Summe zu zeichnen, da die Unsicherheit der Verhältnisse keinen dauernden Bestand dieser Regierung gewährleistete. Aber die Regierung wußte sich zu helfen. Um dennoch zu Geld zu gelangen, verfiel sie auf eine ebenso merkwürdige wie pfiffige Methode. Sie erließ an sämtliche Gerichte in den ihr unterstellten Distrikten eine Verordnung, wonach mit sofortiger Wirkung alle zu Geldstrafen verurteilten Staatsbürger davon befreit werden sollten, falls sie den jeweils fälligen Betrag als Anleihesumme zu zeichnen bereit wären. Der Erfolg war verblüffend: Statt sich zu vergrößern, verringerte sich die Zahl der mit Geldstrafen belegten Delikte ganz erheblich. Gibt es, fragt man sich heute, noch irgendwo in der Welt ein Abschreckmittel von so bedeutsamer Wirkung wie eine — chinesische Staatsanleihe?

*

* **Ein 10 000 Jahre altes Kanu.** An dem südlichen Ufer des englischen Flusses Tyne bei Ryton wurde ein Kanu aus Eichenholz ausgegraben, dem man ein Alter von 4—10 000 Jahren gibt. Das Kanu ist etwas über zwei Meter lang und noch sehr gut erhalten.

Lustige Rundschau

* **Auskunft.** „Nun, was hat der Augenarzt gesagt?" — „Ich hab' was an der Iris." — „Was ist das, Iris?" — „Ich weiß nicht, was mir is, soll ich wissen, was Ir is?"

* **Das rutschende Vorhemdchen.** „Sie sollten in der Lotterie spielen." — „Warum denn?" — „Weil Sie dabei nie etwas riskieren: Sie kommen immer mit dem Einsatz heraus!"

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.